

e-Journal Philosophie der Psychologie	ÜBER DAS WESEN VON BEDEUTUNG von Peter Michael Bak
--	---

"Und trotzdem war ich damit noch nicht bei meiner verrückten These angekommen. Die ergibt sich erst, wenn man den Gedanken hinzunimmt, daß Erleben durch Erzählen nicht abgebildet, sondern in gewissem Sinne geschaffen wird"

Pascal Mercier, Perlmanns Schweigen

Es gibt wohl kaum einen grundlegenden Begriff wie den der Bedeutung. Philosophie, Psychologie, Soziologie, Linguistik, für verschiedene wissenschaftliche Disziplinen nimmt die Frage nach dem, was Bedeutung ist und unter welchen Umständen wir was oder wem welche Bedeutung geben und wie sich Bedeutung verändern kann, eine zentrale Position ein. Glenberg und Robertson (2000) sehen in der Frage nach der Bedeutung etwa "the most important problem in cognitive psychology". Gerade in den letzten Jahren bekommt die Diskussion im Zusammenhang mit der *embodiment* - Forschung bzw. der *grounded theory* (z. B. Glenberg, 1997; Barsalou, 2008) ganz neues Gewicht. Haben die Dinge Bedeutung an sich oder konstruieren wir die Bedeutung nur. Und wenn Letzteres zutreffen sollte, lassen sich Kriterien angeben, die diese Konstruktionsprozesse steuern oder irgendwie einrahmen bzw. determinieren? Und ist Bedeutung etwa allein an kognitive Vorgänge oder auch an unsere gesamthafte Körperlichkeit gebunden? Fragen, die wohl kaum vollständig und endgültig beantwortet werden. Ich möchte im Folgenden daher auch nicht auf die historische Entwicklung und die verschiedenen Definitionen und Ansätze des Bedeutungsbegriffs eingehen (siehe dazu z. B. Overton & Palermo, 1994; Speaks, 2011), noch eine sprachwissenschaftliche Analyse des Bedeutungsbegriffs geben (z. B. Saussure, 1931). Vielmehr ist es mein Anliegen zu zeigen, dass Bedeutung in der Tat als *das* zentrale Konzept zum Verständnis menschlichen Erlebens und Verhaltens anzusehen ist. Ich werde argumentieren, dass *Bedeutung, Erleben und Verhalten* konzeptionell nicht voneinander zu trennen sind, sondern nur aufeinander bezogen definiert werden können. Und ich möchte zu guter Letzt darauf hinweisen, dass die Beantwortung dieser Fragen weit mehr als nur theoretische Bedeutung besitzt, sondern im Gegenteil ganz lebenspraktische Implikationen hat.

Die Welt entsteht durch Bedeutung

Die Welt ist alles, was Bedeutung hat¹. Schauen wir uns die Dinge² um uns herum an. Da hinten steht ein Ding, das die Bedeutung "Tisch" hat, also ein Ding, worauf ich etwas abstellen kann. Oder hier, ein Ding, mit dem ich vorhin einen Nagel aus der Wand gezogen habe, in dem Fall also eine "Zange". Egal wohin gerade mein Blick fällt, die innere wie äußere Welt zerfällt in Bedeutungen³. Oder anders formuliert: *Nur wo Bedeutung ist, da existiert für mich eine Welt*. Bedeutungen lassen mich diese eine Welt erst verstehen. Andere mögliche Welten bleiben außerhalb der Reichweite. Verstehen heißt in dem Fall nichts anderes, als etwas eine Bedeutung zu geben, die dann in die Sammlung von bedeutungsvollen Aussagen über die Welt aufgenommen wird. *Bedeutung geben*

1

"Die Welt ist alles, was der Fall ist", (Tractatus 1, Wittgenstein, 1984)

² Im Folgenden wird für Ereignisse, Sachverhalte, Objekte, kurz für alles, was Bedeutung erlangen kann der Einfachheit halber der Begriff "Ding" verwendet.

³ "Die Welt zerfällt in Tatsachen", (Tractatus 1.2, Wittgenstein, 1984)

und Verstehen ist ein und dasselbe. Etwas Verstehen und es für wahr halten auch (vgl. Gilbert, 1991). Bedeutungen sind immer wahr. Das heißt aber nicht, dass Erkenntnis das Erkennen eines objektiven wahren Sachverhalts in der Welt ist, sondern die aus subjektiver Sicht zufriedenstellende Verleihung von Bedeutung. Im Prozess des Erkennens wird keine Subjekt-Objekt-Schwelle überwunden, sondern das Ergebnis eines interpretativen Prozesses festgestellt. Gunther Schmidt (2000) ersetzt in diesem Zusammenhang den Begriff "Wahrnehmung" gerne durch "Wahr-Gebung". Forschungen zum *motivated reasoning* (z. B. Kunda, 1990), zu sozialen Wahrnehmungsprozessen (z. B. Tiedens, Unzueta & Young, 2007) oder zu selbstregulativen Mechanismen (z. B. Brandtstädter, 2009; Voss, Rothermund & Brandtstädter, 2008) zeigen, wie flexibel wir unsere konstruktiven Spielräume nutzen, wenn es zum Beispiel darum geht, Informationen eine selbstwertdienliche Bedeutung zu geben. Erfahrungen und Erlebnisse bekommen so, je nach *in Kontext-Stellung*, ganz andere Bedeutungen. Prinzipiell wird unsere Erkenntnisfähigkeit nicht durch unsere kognitiven Fähigkeiten, sondern durch unsere gesamthafte Körperlichkeit begrenzt. Die Strukturen und Prozesse unseres Organismus setzen uns die Grenzen des Erkennens (vgl. Lettvin, Maturana, McCulloch & Pitts, 1959; Glenberg, 1997). Wir nehmen das war, was unsere informationsverarbeitenden Strukturen und Prozesse aus den eingehenden sensorischen Daten machen und was für unseren Organismus in diesem Moment Bedeutung haben könnte. Die rein körperliche Erfahrung ist ganz wesentlich: "Our reality is shaped by the patterns of our bodily movement, the contours of our spatial and temporal orientation, and the form of our interaction with objects" (S. XIX, Johnson, 1987). Erst recht ist unser Gehirn "ein kognitiv in sich abgeschlossenes System (...), das nach eigenentwickelten Kriterien neuronale Signale deutet und bewertet, von deren wahrer Herkunft und Bedeutung es nichts absolut Verlässliches weiß" (Roth, 1987). Es wird deutlich, dass Erkennen etwas Subjektives, "Privates" ist und nichts anderes bedeutet, als aus der Menge an unendlich vielen möglichen Bedeutungen (und damit Welten) eine spezielle auszuwählen und als die gerade gültige Bedeutung (Welt) anzusehen: "Das System aller Ansichten von der Welt, gleichviel, ob sie wahrgenommen werden oder nicht, will ich das System der 'Perspektiven' nennen und den Ausdruck 'Privatwelt' auf solche Ansichten vom Universum beschränken, die tatsächlich wahrgenommen werden. Eine 'Privatwelt' ist also eine wahrgenommene 'Perspektive', neben der es unendlich viele Perspektiven geben kann, die nicht wahrgenommen werden" (Russell, 1926, S. 100). Erkennen ist also die Einnahme *einer* bestimmten 'Perspektive' und ein Begriff, der eine Relation beinhaltet, nämlich zwischen dem Erkennenden und dem, was er erkennt. Durch die Bindung an die Systemnotwendigkeiten des Erkennenden ist Erkennen jedoch keineswegs willkürlich, sondern im Gegenteil funktions- und zustandsgebunden (Roth, 1987). *Wir lassen unsere Welt vor dem Hintergrund von systemimmanenten Notwendigkeiten und Verhaltensentscheidungen durch die dazu passenden Bedeutungen entstehen.*

Das Ding an sich hat keine Bedeutung

Demnach hat das Ding an sich keine Bedeutung. Das Subjekt verleiht dem Ding Bedeutung auf der Grundlage seines aktuellen physischen wie psychischen Zustands und seiner Möglichkeiten im raum-zeitlichen und sozialen Kontext (vgl. Lakoff, 1987; Glenberg, 1997). Aufgrund der Einzigartigkeit jeden Moments und der damit verbundenen singulären Beschaffenheit des Subjekts, wird den Dingen stets eine einmalige, für das Subjekt in der Situation allerdings reale Bedeutung, gegeben: "Alle Ansichten eines Dinges sind wirklich, das Ding selbst ist dagegen bloß eine logische Konstruktion" (Russell, 1926; S. 101). Die Person mit ihrer Zeit- und Kontextabhängigkeit bildet den jeweiligen Interpretationsrahmen, innerhalb dessen die gegenwärtige Bedeutungszuschreibung erfolgt. Der Mensch als Organisationsform ist ein lernendes System mit bestimmten veränderlichen Strukturen und Prozessen, das über einen Satz von Algorithmen verfügt, die es ihm ermöglichen, sich in seiner Welt bedeutungsvoll zu bewegen (vgl. *meaning gestalts* bei Johnson, 1987; vgl. auch Glenberg, 1997). Es besteht dabei keine Notwendigkeit, dass dieses System zu jedem Zeitpunkt alle denkbaren und gelernten Bedeutungen verfügbar haben muss. Vielmehr muss das System situations- und zeitpunktbezogen agieren und benötigt daher jeweils nur eine Teilmenge von Bedeutungen, um sich zurechtzufinden. Aus handlungstheoretischer Sicht könnte man auch sagen, die aktuelle Motivationslage entscheidet über die den Dingen zu gebende Bedeutung. Voss und Kollegen (Voss et al., 2008) zeigten passend dazu, wie Wahrnehmungsprozesse durch motivationale Prozesse beeinflusst werden. In einer Reizdiskriminationsaufgabe, in der Reize einer bestimmten Farbe entweder einen kleinen Geldgewinn oder einen Geldverlust bzw. keine finanziell relevante Konsequenz besaßen, wurde in uneindeutigen Durchgängen bevorzugt die positiven Konsequenzen ankündigende Farbe wahrgenommen, obwohl sie dazu angehalten waren möglichst korrekt zu entscheiden und eine falsche Entscheidungen mit finanziellem Verlust einherging. Ein deutlicher Beleg für motivationsüberformte Bedeutungszuschreibungen (vgl. dazu auch das Konzept der *mental mindsets* bei Gollwitzer & Bayer, 1999). Es werden also nur *relevante* Bedeutungen generiert. Relevanz ergibt sich aus den Anforderungen des Systemzustandes, in diesem Fall ausgehend von der Systemsensibilisierung auf "Chance zum Geldgewinn". Das Relevanzkriterium gilt in allen Zusammenhängen. Zum Beispiel kann eine Waldbeere auf diese Weise in Abhängigkeit von meinem Hungergefühl die Bedeutung "Hungerstillding" bekommen und im nächsten Moment, nachdem ich mich satt gegessen habe, wieder eine andere Bedeutung erhalten oder in der Bedeutungslosigkeit versinken. Gleiches gilt für den Tisch, der ebenso gut die Bedeutung "Brennholz" bekommen kann, wenn ich denn gerade welches brauche und keine anderen Alternativen vorhanden sind, oder die Zange, die die Bedeutung "Briefbeschwerer" erhält, wenn kein anderer zur Verfügung steht (vgl. Glenberg, 1997). Auch Valenzbewertungen sind keineswegs endgültig. Nichts ist an und für sich und immer gut oder schlecht. Es kommt eben darauf an. Die Sonne ist gut, solange ich mir die Haut nicht verbrenne. Und Liebe ist solange positiv, so lange sie nicht erdrückt. Peeters (1983, 1992; Peeters & Czapinski, 1990) hat darauf hingewiesen, dass die Bewertung eines Persönlichkeitsmerkmals entscheidend von der Perspektive des Beurteilers abhängt. So macht es einen Unterschied, ob ich beispielsweise das Merkmal "Aggressiv" aus der Perspektive des Merkmalsträgers selbst oder aus der Perspektive einer Person, die mit dem Merkmalsträger interagiert, beurteile. Die Konsequenzen sind in beiden Fällen unterschiedlich. Mir selbst kann Aggressivität womöglich nutzen, wenn ich allerdings mit einer aggressiven Person zu tun habe, ändert sich die Lage. Erst kürzlich zeigten Paulus, Rohr, Dotsch

und Wentura (in Vorbereitung), wie solche relativen Bedeutungszuschreibungen bei der Dekodierung emotionaler Gesichtsausdrücke zu ganz unterschiedlichen Verhaltensweisen (Annäherung vs. Vermeidung) führen können. Etwas hat eben nur unter bestimmten Umständen Bedeutung und verliert es unter anderen wieder oder bekommt sogar eine andere Bedeutung. In Anlehnung an Freges (1892) Unterscheidung zwischen *Bedeutung* und *Sinn*, könnte man sagen: Der Bedeutungsgeber gibt (bewusst oder unbewusst) den Dingen die Bedeutung, die im Moment für ihn *relevant* sind und *Sinn* machen. Ich stelle also fest: Bedeutung ist veränderbar. *Das Ding an sich hat keine Bedeutung aus sich heraus*. Wir leiten die Bedeutung des einen Dings von der Bedeutung, die wir einem anderen Ding gegeben haben, ab (vgl. auch Jones, Fazio & Olson, 2009). Dieses grundlegende Prinzip kennen wir spätestens seit den Experimenten Pavlovs zur klassischen Konditionierung. Ein Ding, die Glocke, bekommt durch die Kopplung an bereits mit Bedeutung versehenen anderen Dingen (Futter) nun eine andere Bedeutung: "Jetzt kommt Essen!" Auch beim Menschen kann man durch entsprechende Lernprozeduren zum Beispiel Wortbedeutungen ändern (Staats & Staats, 1957). In unserem Alltag, in sozialen Kontexten erleben wir permanent solche Bedeutungsveränderungen, zum Beispiel, wenn uns daran liegt, als Mitglied einer bestimmten sozialen Gemeinschaft anerkannt zu werden. Dann ist es wichtig, dass man den in dieser Gemeinschaft als wichtig definierten Dingen die gleiche Bedeutung gibt. Denken wir nur an Geld, das seine Bedeutung ja nicht aus seiner materiellen Beschaffenheit ableitet, sondern aus der ihm zugeschriebenen Bedeutung. Je nach sozialökonomischem Status hat das dann mehr oder weniger Bedeutung (vgl. Bruner & Goodman, 1947). Die Beispiele zeigen, dass wir die Bedeutung der Dinge je nach Kontext und Zustand ändern (Glenberg, 1997). Im Laufe unserer Entwicklung lernen wir durch unzählige Interaktionen mit der Welt und anderen Menschen allmählich mögliche und wechselnde Bedeutungen der Dinge kennen (vgl. Bruner, 1990). Versuch und Irrtum spielen dabei anfangs eine große Rolle (Piaget, 1972). Später dann erweitern wir unseren Bedeutungsvorrat durch das Beobachten anderer Menschen und deren Verhalten mit den Dingen (vgl. "soziale Bewährtheit" bei Cialdini, 2009). Allmählich lernen wir, welche Bedeutungen die Dinge in unserer Bedeutungsgemeinschaft haben können, so dass wir diese nicht immer wieder aufs Neue feststellen müssen, sondern wir bei dem Betrachten eines Dings oder dem Erleben einer bekannten Situation auf erinnerte Bedeutungskonstruktionen zurückgreifen. Genau genommen und einschränkend muss hier betont werden, dass es uns eigentlich nicht möglich ist, zu einem anderen Zeitpunkt die gleiche Bedeutung zu verleihen oder eine vorher gegebene Bedeutung zu verstehen. Man steigt eben nicht zweimal in den selben Fluss (Heraklit), was in unserem Fall bedeutet: Wir (Subjekt) und die Zustände des Gedächtnisabrufs (Dekodierung) sind nicht mehr identisch mit demjenigen, der die Bedeutung ehemals vergeben hat bzw. dem Zustand der Speicherung (Enkodierung). Vielmehr haben wir uns im Zeitverlauf verändert bzw. sind die Umstände gerade so wie sie sind, was dazu führen kann, dass wir die erinnerte Bedeutung nicht mehr verstehen, missverstehen oder mit ihr in der aktuellen Situation nichts anzufangen wissen und eine neue Bedeutung generieren müssen. Das führt dazu, dass jede Bedeutungserinnerung, *sobald* sie zur Anwendung kommt, um zeitpunktspezifische Aspekte erweitert wird, die dann allerdings *nach* der Bedeutungsanwendung zusammen mit der ursprünglichen Bedeutung wieder abgespeichert werden (Singer, zit. nach Schnabel, Singer & Prinz, 2005). Bedeutung ist dadurch im steten Wandel begriffen. Dieser Prozess führt jedoch nicht notwendigerweise zu einer Ausweitung der Begriffskonnotation, was weder ökonomisch noch funktional wäre. Vielmehr werden seltener benutzte Bedeutungselemente und seltener erinnerte Erfahrungen auch wieder aus dem

Bedeutungshof entfernt. Oder anders gesagt, es bleiben in erster Linie solche Bedeutungen bestehen, die häufig angewendet werden, die in irgendeiner Art und Weise den Anforderungen des Organismus entsprochen haben. Das heißt, nicht allen Dingen kann jede beliebige Bedeutung gegeben werden. Es wird den Dingen nur solche Bedeutungen verliehen, die den Organismus in sinnvoller Art und Weise mit sich und seiner Umwelt interagieren lassen. Wenn ich einem Stein die Bedeutung "Essen" gebe, so wird sich dies zumindest langfristig als wenig sinnvolle Bedeutungsgebung herausstellen. Anders formuliert: Für uns als Organisation besitzen Dinge zwar eine Potenzialität für sehr viele Bedeutungen, aber eben nicht für *alle* möglichen Bedeutungen. Kriterium für die Bedeutungszuschreibung ist die organisationale Sinnhaftigkeit. Was bleibt, ist, dass jede Bedeutungsverwendung eine neue Relation zwischen dem Subjekt und dem Ding herstellt, die zwar altbekannte Aspekte aufweisen kann, sich aber auch verändern kann. Darin manifestiert sich geradezu die fortwährende Einzigartigkeit des Individuums im singulären Moment, das über eine Sammlung sich aktualisierender und erweiternder Bedeutungsmuster verfügt und diese stets flexibel anpasst. Ein rekursives oder autopoietisches System (Maturana & Varela, 1980) eben. Ein lernendes System, das sich stets und auf sich selbst bezogen verändert.

Die Rolle der Interaktion und Sprache bei der Bedeutungsbildung

Es stellt sich die Frage, wie solche Bedeutung produzierenden und auf sich selbst bezogenen Systeme überhaupt miteinander in bedeutungsvollen Kontakt treten können. Denn, wir alle sind unterschiedliche Organisationen mit unterschiedlichen Zuständen und Anforderungen, die dementsprechend die Welt anderes verstehen (vgl. Glenberg, 1997). Als Menschen leben wir aber auch in ähnlichen oder gleichen Kontexten und konstruieren daher eine ähnliche soziale Realität: "Es kommt vor, daß die Perspektiven zweier Menschen einander sehr ähnlich sind, so ähnlich, daß sie mit denselben Worten beschrieben werden können" (Russell, 1926; S. 100; vgl. auch Berger & Luckmann, 1966). Und wir verhalten uns dieser Realität angemessen (Lakoff, 1987). Es ist wichtig, nochmals daran zu erinnern, dass wir die Bedeutung der Welt-Dinge nicht aufgrund deren objektiver oder tatsächlicher Beschaffenheit konstruieren, sondern lediglich aufgrund unserer systemimmanenten Strukturen und Prozesse, die bei allen Menschen mehr oder weniger gleich sind. So entstehen zwischen Menschen geteilte Bedeutungen, oder zumindest existieren Teilmengen gemeinsamer Bedeutungen (vgl. Saussure, 1931). Man kann auch sagen, so entsteht "Kultur" als eine Art Meta-Bedeutungscontainer (siehe auch Bruner, 1990). Die Art der Bedeutungen, die die Systemkomponenten überhaupt erzeugen können, ergibt sich aus den Notwendigkeiten unserer Organisation (Glenberg, 1997; Johnson, 1987; Lettvin et al., 1959) bzw. unserer Existenz. Kommunikation ist so gesehen nichts anderes als ein *Prozess des gleichzeitigen Herstellens ähnlicher Bedeutungen*, einer ähnlichen Realität (vgl. Whorf, 1956; Watzlawick, Bavelas & Jackson, 1969). Und indem Menschen sich ähnlich verhalten und Menschen andere Menschen ebenfalls aus ihrer inneren Notwendigkeit als bedeutungsvoll handelnd wahrnehmen, entsteht der Eindruck eines gemeinsamen Handelns, der in manchen Fällen, in denen wir zum gleichen Zeitpunkt gleiche Bedeutungen entwickeln, tatsächlich den Anschein bekommt, als würden wir miteinander in direktem Kontakt stehen. Entscheidend dabei ist, dass *wir* es sind, die den Daten, die vom anderen kommen, die Bedeutung geben, und nicht der andere (von Foerster, 1998). "Kontakt" ist darüber hinaus insofern eine irreführende Bezeichnung, als wir nicht wirklich in Kontakt mit der anderen Person stehen, sondern genau genommen nur mit *einer Person* in Kontakt zu sein *meinen*, die wir gerade als Bedeutungsgeflecht aus einem unendlichen Raum potenzieller

Bedeutungen wahrnehmen (konstruieren). Gleichzeitiges Verhalten erzeugt so ähnliche Bedeutungen bei den sich verhaltenden Personen. Die Sprache ist für das Herstellen ähnlicher Erlebens- und Verhaltenskontexte ein hilfreiches Werkzeug: Indem wir zueinander sprechen und die Sprache in einer spezifischen Art und Weise gebrauchen, erhalten wir den Eindruck, dass wir die Wortbedeutungen miteinander teilen (genauer: wir nehmen uns gegenseitig so wahr, dass wir den Eindruck haben, wir hätten den Dingen die gleiche Bedeutung gegeben). Auch wenn wir zu uns selbst sprechen oder uns erinnern ist Sprache ein wichtiges Instrument zur Bedeutungskonstruktion bzw. Bedeutungsfixierung. Wir erinnern uns mit Worten und konstruieren uns als Person auf diese Weise immer neu (vgl. Bruner, 1991). Unsere Biographie als Sammlung von Fakten und objektiven Erinnerungen ist daher auch bloße Illusion (Bourdieu, 1986). Vielmehr sind Erinnerungen eine sinnvoll konstruierte Geschichte (vgl. auch Fivush & Haden, 2003). Bereits mit der Wahl der (gedachten) Worte legen wir die Dinge auf die wortgemäße Bedeutung fest. Der Rest an Bedeutungsmöglichkeiten bleibt unberücksichtigt. In dem Moment, in dem ich ein Ding in einer Sprache mit einem Wort beschreibe, entscheidet sich, was von dem Ding Bedeutung bekommt und was jetzt und vielleicht nie mehr die Chance dazu bekommt. Das bedeutungsgebende Wort bestimmt das Dasein des Dings und dessen Auswirkungen auf andere Dinge. Wenn ich beispielsweise sage: "Nimm doch die Tasse hier!", dann habe ich dem Ding vorerst die Möglichkeit genommen, eine andere Bedeutung anzunehmen. Mit der Bezeichnung "Tasse" stecke ich das Ding in einen bestimmten Bedeutungscontainer, der im Weiteren das Erleben und Umgehen mit dem Ding beeinflusst. Und wenn ich mich an mein Leben, meine Empfindungen und Erlebnisse erinnere, dann reiche ich mein Leben retrospektiv mit bestimmten Erlebnissen an, die heute für mich Bedeutung besitzen, was wiederum jetziges und zukünftiges Erleben beeinflusst.

Die Sprache als Sammlung von Bedeutungscontainern erleichtert uns also das In-der-Welt-Zurechtfinden, weil sie die Freiheitsgrade der Deutung einschränkt. Wörter sind die Grenze einer möglichen Bedeutungszuschreibung, die von den Mitgliedern der Sprachgemeinschaft mehr oder weniger eingehalten wird. Da zwei Personen nicht identisch sind, können sie auch niemals die gleiche Bedeutung erleben, da die Bedeutung eines Dings ja unser Ding-Erleben bestimmt. Erst recht folgt daraus, dass Menschen mit unterschiedlichen Sprachen unterschiedliche Sprach-Erlebnisse besitzen müssen. Selbst bei – nach Maßgabe eines Wörterbuches – korrekt übersetzten Worten kann die Wortbedeutung aufgrund ihrer relationalen Beschaffenheit niemals mit einem identischen Erleben einhergehen (vgl. Lakoff, 1987).

Wie gezeigt, legt die Ding-Bedeutung – sofern es möglich ist – mein Verhalten dem Ding gegenüber fest. Ich verwende das Ding "Tasse" eben Tassen-gemäß. Ich trinke zum Beispiel meinen Kaffee daraus. Falls ich mich selbst nicht zu dem Ding verhalten kann, kann ich die Bedeutung auch durch das Beobachten anderer Menschen (vgl. Bruner, 1990), dem gedanklichen Handeln (siehe dazu Piaget, 1975) oder dem gedanklich In-Beziehung-Bringen zu anderen bedeutungsvollen Dingen ableiten. Umgekehrt werde ich der Tasse dann erneut die Bedeutung Tasse geben, denn ich habe ja daraus meinen Kaffee getrunken. Die Verwendung bestimmt also ebenfalls die Bedeutung des Dings. Das ganz sinnliche Erleben der Dinge, insbesondere zu Beginn unserer kognitiven Entwicklung, spielt dabei eine bedeutsame Rolle (Singer, 2002). Je mehr Sinne gleichzeitig beim Enkodieren angesprochen werden, desto eher wird die Information verarbeitet (vgl. die *intersensorische Redundanzhypothese* von (Lickliter & Bahrick, 2004) und um so besser ist die Behaltensleistung für das soeben Enkodierte (Lewkowicz & Kraebel, 2004). Bedeutung und

Erleben gehen Hand in Hand. Pulvermüller (2005) zeigt etwa, dass das Verstehen von Wörtern mit der Aktivierung passender motorischer Systeme einhergeht. Es spielt übrigens dabei keine große Rolle, ob wir selbst die Erfahrung machen oder eine andere Person dabei beobachten, wie es die Studien zu den sogenannten Spiegelneuronen (Rizzolatti & Craighero, 2004) nahelegen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich folgender Zirkelschluss: Einerseits bestimmt das Verhalten dem Ding gegenüber die Bedeutung des Dings: Ich benutze das Ding als Tasse oder allgemeiner: die Tasse existiert als Tasse erst mit der zugewiesenen Bedeutung. Andererseits: Die Bedeutung eines Dings bestimmt das Verhalten gegenüber dem Ding. Bedeutung und Existenz des Dings in seiner Bedeutung sind untrennbar miteinander verbunden (Pulvermüller, 2005). Um den Zirkelschluss aufzubrechen bedarf es einer ersten Bedeutung.

Die erste Bedeutung entsteht bei unserem ersten Verhalten

Bedeutung entsteht ganz allgemein durch Referenzbildung, wenn zwischen zwei Dingen eine Relation hergestellt wird. Zum Beispiel kann dies über Prozesse der (evaluativen) Konditionierung geschehen. Wenn ein Ding, das bereits Bedeutung hat, mit einem bedeutungslosen Ding in Verbindung gebracht wird, dann erhält auch Letzteres eine Bedeutung (vgl. auch Jones et al., 2009). Bedeutung kann also nicht ohne bereits vorhandene Bedeutung generiert werden. Dieser Gedanke lässt sich gut mit Harnads *Symbol Grounding Problem* (1990) illustrieren. Stellen wir uns dazu vor, wir müssten eine neue Sprache lernen. Das Einzige, was wir dafür hätten, wäre ein Wörterbuch, das ausschließlich uns völlig unbekannte Wörter beinhaltet. Es wird schnell klar, dass wir in diesem Fall nicht lernen könnten, da wir beim Nachschlagen eines für uns noch bedeutungslosen Wortes im besten Fall auf ein anderes bedeutungsloses Wort treffen. Ohne Verlassen dieses Referenzrahmens kann keine Bedeutung entstehen. Zumindest ein Zeichen muss für uns Bedeutung besitzen, um die anderen zu dechiffrieren. Wir müssen demnach eine "erste Relation" (erste Bedeutung) postulieren, mit der dann die Entwicklung aller weiteren Relationen (Bedeutungen) beginnt. Dieser Moment, an dem die erste Bedeutung entsteht, ist vermutlich eine körperliche Erfahrung, in dem wir z. B. unterscheiden zwischen innen und außen, uns selbst und der Umwelt. In diesem Moment entsteht die erste Relation zwischen dem Organismus und einem Ding, die für alle weiteren Bedeutungsbildungen den Ursprung bildet. Diese Erfahrung muss bereits sehr früh in unserem Leben stattfinden, vermutlich lange bevor wir auf die Welt kommen. Meltzoff und Keith (1989) zeigen zum Beispiel Imitationseffekte bei Neugeborenen, die auch schon auf Gedächtnisleistungen zurückzuführen sind, also auf Strukturen und Prozesse, die bereits vor der Geburt angelegt sind. Dies legt nahe, dass hier bereits ein irgendwie geartetes Verständnis von Innenwelt und Außenwelt vorhanden ist. Unser Wissen über die Entwicklung kognitiver Prozesse lässt vermuten, dass es sich bei den ersten Bedeutungen um ganz frühe körperliche Erfahrungen handelt: Körperbewegungen, Raumeinteilungen, sinnliche Empfindungen (vgl. *preconceptual experiences* bei Lakoff, 1987; Johnson, 1987). Man könnte auch sagen, die erste Bedeutung eines Dings entsteht dann, wenn der Bedeutungsgeber sich zum ersten Mal verhält, denn in dem Moment bekommt ein Ding eine Relation zwischen dem sich Verhaltenden und dem Ding, mit oder zu dem er sich verhält. Bedeutung geben ist somit an unser Verhalten gekoppelt. Unser Organismus verhält sich in der Welt gemäß seinen Anforderungen und verleiht somit den Dingen die entsprechende Bedeutung. Durch unser Verhalten entstehen die Dinge: "That is, to a particular person, the meaning of an object, event, or sentence is what that person can do with the object, event, or sentence" (Glenberg, 1997, S. 3). Und je nachdem, wie ich mich verhalte oder verhalten

kann, bekommen die Dinge auch eine andere Bedeutung. Ein Stuhl wird für mich nur dann zum Stuhl, wenn ich mich auch darauf setzen kann. Aus dieser Seins-determinierenden Eigenschaft von Bedeutung kann man die psychische Erlebnisqualität der Bedeutung ableiten: Bedeutung ist nichts Abstraktes, vielmehr *erleben* wir sie als etwas Reales in der Welt (Johnson, 1987; Lakoff, 1987). Adam und Galinsky (2012) zeigen in ihren Experimenten, wie sehr die Bedeutung eines Dings das Verhalten beeinflusst, und zwar unabhängig von der Beschaffenheit des Dings, allein aufgrund der zugeschriebenen Bedeutung. In ihren Studien ist das Ding ein weißer Kittel, der einer Gruppe von Versuchspersonen als "Arztkittel", einer anderen Gruppe als "Malerkittel" vorgestellt wurde. Die Probanden sollten den Kittel anprobieren und dabei noch eine Aufmerksamkeitsaufgabe lösen. Dabei zeigte sich nun, dass die Personen, die der Meinung waren, einen Arztkittel zu tragen, weniger Fehler machten und konzentrierter arbeiteten als die Personen, die davon ausgingen, einen Malerkittel zu tragen. Als Erklärung für dieses Phänomen wird angenommen, dass mit der unterschiedlichen Bedeutung des Kittels entsprechend unterschiedliche Verhaltensprogramme einhergehen, und zwar genau solche, die wir in stereotyper Weise mit 'Wissenschaftler' oder 'Maler' assoziieren. Weitere Studien und Überlegungen zu den sogenannten Konzeptuellen Metaphern (z. B. Johnson, 1987) weisen in die gleiche Richtung und machen deutlich, dass nicht das Ding an sich eine verhaltensrelevante Bedeutung als immanente Eigenschaft besitzt, sondern die dem Ding, aufgrund unserer aktuellen Verfassung und des gegenwärtigen Kontextes, zugeschriebene Bedeutung. Das geschieht zum größten Teil ganz automatisch und unbewusst.

Zusammenfassend kann man Bedeutung also als das Ergebnis eines konstruktiven Prozesses verstehen, bei dem den Dingen je nach dem momentanen Systemzustand des Organismus eine entsprechende Bedeutung gegeben wird. Dadurch kann ich mich den sich verändernden System- und Weltbedingungen flexibel anpassen. Ich kann die Welt erklären und vorhersagen. Ich verstehe die Welt durch meine Bedeutungen. Sie ist real für mich. Ändert sich der Systemzustand, dann ändern sich auch die Bedeutungen der Dinge, meine Realität. Da mein subjektives Erleben immer ein Erleben mit Bezug auf die mich umgebende Welt ist – ich kann ja nicht nichts erleben –, wird der Erlebnischarakter durch die Bedeutungen, die meine Welt ausmachen, bestimmt. Gleichzeitig wird der Systemzustand durch das Erleben beeinflusst, wodurch unser Erleben auf die Bedeutungskonstruktion zurückwirkt.

Bedeutung geben und ändern

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, dass *Bedeutung*, *Erleben* und *Verhalten* untrennbar miteinander verbunden sind. Daraus ergeben sich Deutungs-, Erlebens- und Verhaltens-Spielräume für das Subjekt. Unter der Prämisse, dass wir als Subjekt nicht von vornherein und gänzlich durch unsere physiologischen Systemzustände determiniert sind, sondern in der Deutung der Welt noch Freiheitsgrade für *Interpretationsentscheidungen* verbleiben, können wir intentional auf diese drei Dimensionen Einfluss nehmen. Wenn wir ein Ding anders deuten, verändert sich unser Erleben und Verhalten. Wenn wir uns zu einem Ding anders verhalten, ändert sich unser Erleben und die Bedeutung. Und wenn wir uns andere Ding-Erlebnisse erlauben, ermöglichen wir auch Bedeutungs- und Verhaltensänderungen. Nichts ist und bleibt wie es ist, da alles in wechselseitigem Bezug zueinander steht. Und da unser psychischer wie physischer Zustand sich permanent ändert und damit unwillkürlich alle dieser Größen beeinflusst, stellt sich für uns nur die Frage, in welchem Maße wir auf die Interaktionen zwischen Bedeutung, Erleben und Verhalten Einfluss nehmen *wollen*. Der Rahmen unserer Möglichkeiten ist durch unsere Organisation festgelegt, was beruhigen

kann, da es so nicht möglich ist, aus dem Rahmen zu fallen, um im Bilde zu bleiben. Was aber ist dann möglich? Betrachtet man dazu die Studien im Umfeld der *Embodiment-Forschung* (Barsalou, 2008; Glenberg, 2010; Meier, Schnall, Schwarz & Bargh, 2012; Niedenthal, Barsalou, Winkielman, Krauth-Gruber & Ric, 2005), dann lautet die Antwort auf die Frage "ziemlich viel": Je nachdem, mit welchen kognitiven Inhalten wir uns beschäftigen, verändert sich unser Verhalten (Bargh, Chen & Burrows, 1996) Je nachdem, wie wir uns verhalten, verändern sich unsere Kognitionen (Mussweiler, 2006; Strack, Martin & Stepper, 1988). Je nachdem, welches Verhalten wir uns vorstellen, ändert sich unser tatsächliches Verhalten (Anderson, 1983). Und je nachdem, welche Bedeutung wir Produkten und Marken geben, verändert sich unser Konsumverhalten (Chernatony & McDonald, 1992). **Nur einige Hinweise.** Und verändern wir nicht ständig in unserem Alltag die Bedeutung der Welt, wenn wir Dinge verstehen wollen, wenn wir Antworten auf unsere Fragen nach dem Warum und Wozu suchen und finden? Daraus lässt sich zum einen ableiten, dass das Wesen von Bedeutung darin besteht, uns Auskunft darüber zu geben, in welchem Zustand unser Organismus sich gerade befindet. Bedeutung grenzt den Raum ein, in dem sich unser Verhalten und Erleben abspielt, und die Art und Weise unseres Verhaltens und Erlebens. Bedeutung ist demnach der Erkenntnisschlüssel zu uns und zu anderen. Daraus lässt sich auch eine ethische Komponente von Bedeutung ableiten. Wenn wir unsere Bedeutungen kennen, kennen wir uns. Und es zeigt uns die Möglichkeiten auf, unser Leben so oder anders zu gestalten. Gleichzeitig sind wir bei der Beurteilung und Bewertung der uns umgebenden Menschen und Situationen zur Vorsicht gemahnt. Deren Erleben und Verhalten lässt sich nur aus deren Bedeutungssystem ableiten, was zu kennen uns verwehrt bleiben wird. Dies im eigenen Erleben und Verhalten zu berücksichtigen mag tatsächlich eine der besten Möglichkeiten darstellen, die Menge ähnlicher Welt-Bedeutungen zu erweitern und dadurch die Chance auf gegenseitiges Verständnis und eine friedvolle Koexistenz der Bedeutungsgeber zu erhöhen. Damit ist "Bedeutung" viel mehr als nur ein Konzept über Referenzen oder Inhalte, Bedeutung ist *der* Schlüssel zum Verständnis, der Beschreibung und der Vorhersage unseres Erlebens und Verhaltens. Wenn ich die Bedeutungsvielfalt der Dinge für mich oder andere kennen und akzeptieren lerne, kann ich mich oder andere verstehen und respektieren lernen. Auch das gehört zum Wesen von Bedeutung.

Literaturverzeichnis

- Adam, H. & Galinsky, A. D. (2012). Enclothed cognition. *Journal of Experimental Social Psychology, 4*, 918–925.
- Anderson, C. A. (1983). Imagination and expectation: The effect of imagining behavioral scripts on personal influences. *Journal of Personality and Social Psychology, 45*(2), 293–305.
- Bargh, J. A., Chen, M. & Burrows, L. (1996). Automaticity of social behavior: Direct effects of trait construct and stereotype activation on action. *Journal of Personality and Social Psychology, 71*(2), 230–244.
- Barsalou, L. W. (2008). Grounded cognition. *Annual Review of Psychology, 59*, 617–645.
- Berger, P. L. & Luckmann, Thomas (1966). *The social construction of reality: A treatise in the sociology of knowledge*. Garden City, NY: Anchor Books.
- Blumer, H. (1986). *Symbolic Interactionism: Perspective and method*. Berkeley, CA: University of California Press.
- Bourdieu, P. (1986). L'illusion biographique. *Actes de la recherche en sciences sociales, 62*(1), 69–72.
- Brandtstädter, J. (2009). Goal pursuit and goal adjustment: Self-regulation and intentional self-development in changing developmental contexts. *Advances in Life Course Research, 14*, 52–62.
- Bruner, J. S. (1990). *Acts of meaning*. Harvard University Press.

- Bruner, J. S. (1991). The narrative construction of reality. *Critical Inquiry* 18, 1–21.
- Bruner, J. S. & Goodman, C. C. (1947). Value and need as organizing factors in perception. *The Journal of Abnormal and Social Psychology*, 42, 33–44.
- Chernatony, D. L. & McDonald, M. (1992). *Creating powerful brands*. Oxford, England: Butterworth-Heinemann.
- Cialdini, R. C. (2009). *Die Psychologie des Überzeugens* (6., vollst. überarb. u. erg. Aufl.). Bern: Huber.
- Fivush, R. & Haden, C. A. (Hrsg.). (2003). *Autobiographical memory and the construction of a narrative self: Developmental and cultural perspectives*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates
- Frege, Gottlob. (1892). Über Sinn und Bedeutung. *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, NF 100, 25–50.
- Gilbert, D. T. (1991). How mental systems believe. *American Psychologist*, 46(2), 107–119.
- Glenberg, A. M. (1997). What memory is for: Creating meaning in the service of action. *Behavioral and Brain Sciences*, 20(1), 41–50.
- Glenberg, A. M. (2010). Embodiment as a unifying perspective for psychology, *Wiley Interdisciplinary Reviews: Cognitive Science*, 1, 586–596.
- Gollwitzer, P. M. & Bayer, U. (1999). Deliberative versus implemental mindsets in the control of action. In S. Chaiken & Y. Trope (Hrsg.), *Dual-process theories in social psychology*, S. 403–422. New York: Guilford.
- Harnad, S. (1990). The symbol grounding problem. *Physica D: Nonlinear Phenomena*, 42(1–3), 335–346.
- Johnson, M. (1987). *The body in the mind: The bodily basis of meaning, imagination, and reason* (Vol. xxxviii). Chicago: University of Chicago Press.
- Jones, C. R., Fazio, R. H. & Olson, M. A. (2009). Implicit misattribution as a mechanism underlying evaluative conditioning. *Journal of Personality and Social Psychology*, 96(5), 933–948.
- Kunda, Z. (1990). The case for motivated reasoning. *Psychological Bulletin*, 108, 408–498.
- Lakoff, G. (1987). *Women, fire, and dangerous things: What categories reveal about the mind* (Vol. xvii). Chicago, IL, US: University of Chicago Press.
- Lettvin, J. Y., Maturana, H. R., McCulloch, W. S. & Pitts, W. H. (1959). What the frog's eye tells the frog's brain. *Proceedings of the IRE*, 47(11), 1940–1951.
- Lewkowicz, D. J. & Kraebel, K. S. (2004). The value of multisensory redundancy in the development of intersensory perception. In G. A. Calvert, C. Spence & B. E. Stein (Eds.), *The handbook of multisensory processes* (S. 655–67). Cambridge: MIT Press.
- Lickliter R., Bahrick L. E. (2004). Perceptual development and the origins of multisensory responsiveness. In: Calvert G., Spence, C., Stein, B. E. (Hrsg.), *Handbook of multisensory integration*. Cambridge, MA: MIT Press, S. 643–654.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1980). *Autopoiesis and cognition: The realization of the living*. Boston: Reidel.
- Mercier, Pascal (1997). *Perlmans Schweigen*. München: btb.
- Meier, B. P., Schnall, S., Schwarz, N. & Bargh, J. A. (2012). Embodiment in social psychology. *Topics in Social Science*, 4(4), 705–716.
- Meltzoff, A. N. & Keith, M. (1989). Imitation in newborn infants: Exploring the range of gestures imitated and the underlying mechanisms. *Developmental Psychology*, 25(6), 954–962.
- Mussweiler, T. (2006). Doing is for thinking! Stereotype activation by stereotypic movements. *Psychological Sciences*, 17(1), 17–21.
- Niedenthal, P. M., Barsalou, L. W., Winkielman, P., Krauth-Gruber, S. & Ric, F. (2005). Embodiment in attitudes, social perception, and emotion. *Personality and Social Psychology Review*, 9(3), 184–211.
- Overton, W. F. & Palermo, D. S. (1994). *The nature and ontogenesis of meaning*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.

- Peeters, G. (1983). Relational and informational patterns in social cognition. In: W. Doise & S. Moscovici (Hrsg.), *Current issues in European social psychology* (Vol. 1, S. 201-237). Cambridge: Cambridge University Press.
- Peeters, G. (1992). Evaluative meanings of adjectives in vitro and in context: Some theoretical implications and practical consequences of positive-negative asymmetry and behavioral-adaptive concepts of evaluation. *Psychologica Belgica*, 32, 211-231.
- Peeters, G. & Czapinski, J. (1990). Positive-negative asymmetry in evaluations: The distinction between affective and informational negativity effects. *European Review of Social Psychology*, 1, 33-60.
- Piaget, J. (1975). *Das Erwachen der Intelligenz beim Kind*. Stuttgart: Klett.
- Piaget, J. (1972). *The psychology of intelligence*. Totowa, NJ: Littlefield Adams.
- Pulvermüller, F. (2005). Brain mechanisms linking language and action. *Nature Reviews Neuroscience*, 6(7), 576-582.
- Rizzolatti, G. & Craighero, L. (2004). The mirror-neuron system. *Annual Review of Neuroscience*, 27(1), 169-192.
- Roth, G. (1987). Erkenntnis und Realität: Das reale Gehirn und seine Wirklichkeit. In S. J. Schmidt (Hrsg.), *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Russell, B. (1926). *Unser Wissen von der Außenwelt*. Leipzig: Meiner.
- Saussure, F. D. (1931). *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter.
- Schmidt, G. (2000). Die Utilisation von "Wahr-Gebungs-Prozessen" aus der "inneren" und "äußeren Welt" von TherapeutInnen/BeraterInnen für eine zieldienliche Kooperation in der Therapie/Beratung. *Familiendynamik*, 2.
- Schnabel, U., Singer, W. & Prinz, W. (2005). Hirnforschung: Wer deutet das Denken? *Die Zeit*. Abgerufen von www.zeit.de/2005/29/N-Singer_2fPrinz (29.10.2012).
- Singer, W. (2002): Was kann ein Mensch wann lernen? Ergebnisse aus der Hirnforschung, *Frühe Kindheit. Zeitschrift der Deutschen Liga für das Kind*, 1, 4-9
- Speaks, J. (2011). Theories of Meaning. In E. N. Zalta (Ed.), *The stanford encyclopedia of philosophy*. Abgerufen von plato.stanford.edu/archives/sum2011/entries/meaning/ (29.10.2012)
- Staats, C. K. & Staats, A. W. (1957). Meaning established by classical conditioning. *Journal of Experimental Psychology*, 54(1), 74-80.
- Strack, F., Martin, L. L. & Stepper, S. (1988). Inhibiting and facilitating conditions of the human smile: A nonobtrusive test of the facial feedback hypothesis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54(5), 768-777.
- Tiedens, L. Z., Unzueta, M. M. & Young, M. J. (2007). An unconscious desire for hierarchy? The motivated perception of dominance complementary in task partners. *Journal of Personality and Social Psychology*, 93(3), 402-414.
- von Foerster, H. & Pörksen, B. (1998): *Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners: Gespräche für Skeptiker*. Heidelberg: Carl Auer
- Watzlawick, P., Bavelas, J. B. & Jackson, D. D. (1969). *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern: Huber.
- Paulus, A., Rohr, M., Dotsch, R. & Wentura, D. (in Vorbereitung). Good emotion, bad intention: Visualizing the mental representations of in-group and group-smiles.
- Voss, A., Rothermund, K. & Brandtstädter, J. (2008). Interpreting ambiguous stimuli: Separating perceptual and judgmental biases. *Journal of Experimental Social Psychology*, 44, 1048-1056.
- Whorf, B. (1956). In J. B. Carroll (Hrsg.), *Language, thought, and reality: Selected writings of Benjamin Lee Whorf*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Wittgenstein, L. (1984). *Werkausgabe Band 1: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-16. Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

